

James Urry, *Mennonites, Politics, and Peoplehood. Europe – Russia – Canada, 1525 to 1980*, University of Manitoba Press, Winnipeg, Manitoba, 2006, XV und 400 S., zahlr. Abb. und Karten, brosch.

Kaum ein Thema der neueren Täuferforschung zieht mehr Aufmerksamkeit auf sich als die Einstellung der Täufer zur weltlichen Gewalt oder als die von den Täufern angestrebte Trennung von Kirche und Staat. Immer noch sind die Untersuchungen John H. Yoders zum Obrigkeitsverständnis und zum Friedenszeugnis der Täufer im Gespräch. Besonders nachhaltig aber bestimmt das Buch James M. Stayers über *Anabaptists and the Sword* (1972) das Bild, das inzwischen von der Vielfalt täuferischer Obrigkeitsanschauungen entstanden und aus der Forschungsdiskussion nicht mehr wegzudenken ist. Erst kürzlich ist dieser Problembereich in neuen Anläufen noch einmal durchgearbeitet worden: Von Gerald Biesecker-Mast in *Separation and the Sword in Anabaptist Persuasion. Radical Confessional Rhetoric from Schleithelm to Dordrecht* (2006), von Astrid v. Schlachta *Gefahr oder Segen? Die Täufer in der politischen Kommunikation* (2009) und von James Urry, *Mennonites, Politics, and Peoplehood. Europe – Russia – Canada 1525 to 1980* (2006). Bemerkenswert ist, daß die neueren Untersuchungen sich nicht auf das frühe Täufertum des 16. Jahrhunderts beschränken, sondern die weiteren Entwicklungen mit unterschiedlichen zeitlichen und regionalen Schwerpunkten einbeziehen. Besonders weit an die Gegenwart führt James Urry heran: Von den Täufern im reformatorischen Aufbruch, über die Täufer in den Niederlanden, die Mennoniten an der Weichsel (Teil 1), zu den mennonitischen Kolonien in Rußland (Teil 2) bis zur Ansiedlung der rußländischen Mennoniten in Kanada im 19. und 20. Jahrhundert (Teil 3). Nur dieses thematisch und geographisch besonders weit gespannte Buch ist hier zu besprechen (eine Besprechung des Buches Astrid v. Schlachtas folgt im nächsten Jahr; zu Biesecker-Mast vgl. Hans-Jürgen Goertz, *Historie und Theologie in der Täuferforschung – ein altes Problem stellt sich neu. Geschichtstheoretische Überlegungen*, in: Anselm Schubert u. a. (Hg.), *Grenzen des Täufertums. Neue Forschungen*. Göttingen 2009, S. 24 ff.).

J. Urry geht von der treffenden Voraussetzung aus, daß die Mennoniten im Laufe ihrer Geschichte von paradoxen Bemühungen hin- und hergerissen wurden. Einerseits fühlten sie sich aufgerufen, sich von der »Welt« abzusondern, und andererseits »gute Bürger« zu sein, wo sich ihnen die Möglichkeit bot, in eigenen Gemeinden zu überleben (S. 3 f.). Wohl geht dieses Paradox auf einen außerweltlichen religiösen Ursprungsimpuls zurück, verwirklicht wird dieser Impuls jedoch nur in der innerweltlichen Beziehung zur Welt

oder zur Gesellschaft. So kann Urry zu Recht behaupten, daß der täuferischen Trennung von Kirche und Welt oder von Kirche und Staat kein apolitisches, sondern ein eminent politisches Verhalten entspricht. Um es in eigenen Worten zu sagen: Das Religiöse erhält eine politische und das Politische eine religiöse Dimension. Religion und Politik sind eine Symbiose eingegangen. Dieser Symbiose, die in der Forschung bisher nur unzureichend berücksichtigt worden sei, wie Urry meint, gilt das besondere Augenmerk seiner Untersuchung. Methodisch bedeutet das, daß das Täufer- und Mennonitentum aus der Verknüpfung des Religiösen mit dem Politischen in unterschiedlichen sozialen und politischen Situationen heraus zu interpretieren ist. »Since their Anabaptist foundations during the Reformation, Mennonites have never been far from politics and not all have been unwilling participants in the power plays of the ›world« (S. 4). Im Grunde gilt auch die Einschränkung nicht, die in diesem Satz mitschwingt, denn alle Täufer und Mennoniten waren grundsätzlich in die »Gewaltsspiele« dieser Welt verwickelt, gerade auch, wenn sie sich mit friedlicher Gesinnung dagegen aussprachen.

Im Eröffnungskapitel zeichnet Urry mit präzisen Strichen die verschiedenen Einstellungen der Täufer zur weltlichen Obrigkeit nach und reißt den Problemhorizont auf, vor dem alle späteren Generationen der Täufer und Mennoniten mit dem besonderen Anliegen ringen, das ihre Vorfahren einst auf den Weg gebracht haben. So unterschiedlich die Situationen waren, in denen Täufer und Mennoniten dachten, sich verständigten und um ihre Existenz rangen, so unterschiedlich sind auch die Einstellungen zur jeweiligen Obrigkeit und zur Forderung ausgefallen, Kirche und Welt voneinander zu trennen: Neben strikter Ablehnung weltlicher Gewalt als teuflischer Macht steht die Anerkennung der weltlichen Obrigkeit als Dienerin Gottes, um die Ordnung in dieser Welt zu erhalten, indem die Guten geschützt und die Bösen bestraft werden (Römer 13,3 f.), daneben steht gleichzeitig auch die Weigerung, sich an der Ausführung des obrigkeitlichen Gewaltmonopols zu beteiligen oder den Herrschenden Loyalität zu bewahren, wenn sie verlangen, ihnen mehr zu gehorchen als Gott. Gelegentlich sahen Mennoniten ihre Obrigkeiten, die ihnen privilegierten Schutz gewährten, in einem so günstigen Licht, daß sie keinen Grund mehr fanden, die Übernahme obrigkeitlicher Ämter oder Pflichten ganz und gar abzulehnen. Angesichts des bevorstehenden Weltendes konnten Täufer sich auch so rigoros von der Welt, die ihrer Meinung nach dem Gericht Gottes verfallen wird, trennen, daß sie jetzt schon eine theokratische Herrschaft als Vorform des erwarteten Gottesreiches gewaltsam durchzusetzen versuchten (z.B. in Münster 1534/35). Zwischen diesen Positionen vermag Urry mit einem bewundernswerten Gespür für Nuancen alle mögli-

chen Mischformen zu entdecken und mit Recht darauf hinzuweisen, daß sich die Einstellung der Mennoniten zur Obrigkeit, wie im Fall ihrer Kolonien in Rußland, oft eher aus konkreten Erfahrungen mit obrigkeitlichen Behörden als aus einer bestimmten Obrigkeitslehre ergab. Die Mennoniten, die sich einst an Röm. 13,3 f. orientierten, sahen sich gezwungen, genau abzuschätzen, wie weit obrigkeitliche Maßnahmen noch mit dem Gebot der Wehrlosigkeit übereinstimmten oder nicht doch in Gegensatz zu ihm traten bzw. welche obrigkeitlichen Maßnahmen noch eine Beteiligung am weltlichen Regiment zuließen und welche diese ausschlossen. Das führte oft zu Spannungen zwischen der bürgerlich-politischen Führung der Kolonien und den religiösen Anführern der Gemeinden. Das führte auch zu Streit und Spaltung. Beispiele dafür sind die Reaktion vieler Gemeindeglieder auf die Reformmaßnahmen des Johann Cornies und die Abspaltung der Kleinen Gemeinde von der Flämischen Muttergemeinde in Molotschna um 1812. So wird eine Pluralität täuferischer und mennonitischer Einstellungen zu obrigkeitlicher Macht herausgearbeitet, die präziser in der Form einer Überblicksskizze (Teil 1) kaum dargestellt werden könnte. Es ist also nicht nur eine Pluralität täuferischer (James M. Stayer), sondern ebenso mennonitischer Einstellungen zur Obrigkeit durch die Jahrhunderte hin zu beobachten. Das kann Urry auf eindrucksvolle Weise als Ergebnis seiner Untersuchungen präsentieren.

Diese Pluralität wird nicht negativ gedeutet, sie führt Urry auch nicht dahin, krampfhaft nach einer »ursprünglichen« oder »eigentlichen« Linie hinter den verschiedenen, ja, heterogenen Erscheinungsformen des Täufertums zu suchen, einer Linie, die sich als Maßstab empfehlen könnte, an dem alle späteren Entwicklungen zu messen seien (vgl. Harold S. Benders *Anabaptist Vision* oder John H. Yoders Grebel-Sattler-Linie). Diese Pluralität bestätigt vielmehr, wie ernst es den Täufern und Mennoniten war, ihre religiösen Anliegen in Auseinandersetzung mit den Belangen dieser Welt zum Ausdruck zu bringen. Im Grunde könnte darin das Gemeinsame der verschiedenen Richtungen gesehen werden, nämlich daß sie in ihren konkreten Situationen mit der Herausforderung ringen, die in der Begründung ihrer Existenz außerhalb der Welt liegt, also nicht von dieser Welt zu sein und doch in ihr leben zu müssen. So ließe sich die täuferische Pluralität als das gemeinsame Ringen um die jeweils angemessene Form des Separatismus oder Nonkonformismus in konkreten Situationen deuten. Der Separatismus der Täufer oder Mennoniten hat viele Gesichter. Das sagt Urry zwar nicht so klar, diese Beobachtung beherrscht aber doch die Argumentationsgänge seiner Untersuchung und bringt Bewegung in die Interpretation der täuferischen Einstellungen zu den weltlichen Mächten. Modern gesprochen: Das Gemeinsame ist

die Beteiligung der Täufer und Mennoniten an einem »Diskurs«, an dem selbst die Reformatoren mit ihrer ganz anderen Lösung des Problems mitwirkten, Kirche und Staat voneinander trennen zu müssen, sich aber doch den Schutz der Landesherren und städtischen Magistrate zu sichern und sich einem landesherrlichen Kirchenregiment zu unterstellen.

Zum Feld dieses Diskurses gehören die großen reformatorischen Kirchen mit ihrer Bekenntnisbildung ebenso wie die Landesherren und die Obrigkeiten der Reichsstädte, die ihre Territorien politisch und verfassungsrechtlich zu konfessionell ausgerichteten Gemeinwesen ausgestaltet haben. Dazu gehört auch die römisch-katholische Kirche mit den weltlichen Territorien, die am alten Glauben festhielten. Für Rußland ist es unerläßlich, die Verbindung des Zaren mit der orthodoxen Geistlichkeit zu berücksichtigen. Alles zusammen ergibt ein tief durchfurchtes und kontrovers bearbeitetes Diskursfeld. Soweit das im Rahmen einer kursorischen Darstellung möglich ist, hat Urry alle diese Zusammenhänge der Auseinandersetzungen berücksichtigt und in Anschlag gebracht. Damit verleiht er vor allem der späteren Geschichte der Mennonitengemeinden die notwendige Historizität, die er in der bisherigen Geschichtsschreibung oft vermißt. Jetzt gelingt es, diese Geschichte als Versuch der Täufer oder Mennoniten zu begreifen, sich ihr konfessionelles Erbe in Situationen, die sich oft grundlegend von denjenigen der Reformationszeit unterscheiden, immer wieder neu anzueignen. Dabei handelt es sich nicht um teilweise verkrampfte, buchstäbliche Angleichungen des Ererbten an neue Zeiten, ohne die Zeitgebundenheit täuferischer Ideen in Rechnung zu stellen, sondern, wie Urry von Seite auf Seite zu zeigen vermag, um eine paßgerechte, auf die sozialen und politischen Gegebenheiten abgestimmte Verarbeitung und Neufassung täuferischer Grundsätze im Übergang von der vormodernen zur modernen Welt. Die geistige, kulturelle und verfassungsrechtliche Zäsur der Moderne kann nicht stark genug betont werden. Damit haben sich alle Größen, wie Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft etc., auf die sich die Täufer der Vormoderne bezogen, grundlegend verändert. Noch deutlicher hätte herausgestellt werden können, daß den Mennoniten der Staat nicht mehr in der Person des Herrschers entgegentritt, der Privilegien gewährt oder entzieht, der Staat wird vielmehr als ein Gemeinwesen erfahren, das in der Mitgestaltung eines jeden einzelnen Bürgers entsteht und existiert. Der Souverän ist nicht mehr der Grund- und Landesherr des 16. und 17. Jahrhunderts oder der absolute Monarch des 18. Jahrhunderts (*L' état c' est moi*), sondern die Gesamtheit der wahlberechtigten Bürger. Sich von politischer Partizipation zu trennen, müßte bedeuten, sich von eigenen Rechten und Pflichten zu trennen. Und es wäre tatsächlich sonderbar, wenn sich in diesem Ver-

änderungsprozess nicht auch das Mennonitentum verändert und auf je unterschiedliche Weise erneuert hätte.

Noch ein anderer Gesichtspunkt grundlegender Veränderung ist bedeutsam: Schon in den Reformbemühungen unter dem Mennoniten Johann Cornies zeigt sich sehr deutlich, daß sie eine Reaktion auf die neuzeitliche Entwicklung sind, in der Staat und Gesellschaft auseinander zu treten beginnen und Neuerungen eher auf gesellschaftliche und wirtschaftliche als auf staatliche Anweisungen zurückgehen, wenn es nicht sogar so ist, daß selbst das Handeln des Staates solchen Erfordernissen zu entsprechen versucht. Vollends wird in den Auseinandersetzungen um das Problem der Landlosen in den 1860er Jahren sichtbar, wie intensiv die sozialen und wirtschaftlichen Probleme die Tagesordnung der Politik bestimmten und auch die Mennonitengemeinden zu aufmerksamem politischen Engagement zwangen.

So fällt von den Untersuchungen Urrys ein Licht auf Entwicklungen in den Mennonitengemeinden Westpreußens und Danzigs, auf deren Umgang mit ihrer obrigkeitlich privilegierten Sonderstellung im Staat und deren Schwierigkeiten, mit der Unsicherheit des obrigkeitlichen Privilegs, eigene Religionsausübung und Befreiung vom Kriegsdienst, in wechselnden politischen Situationen fertig zu werden. Im Grunde war das obrigkeitliche Privileg nicht nur eine gnadenvoll gewährte Chance für die Mennoniten, ihr eigenes Glaubensleben führen zu dürfen, sondern zugleich der Versuch der Obrigkeit, diese religiösen Abweichler in das Gemeinwesen zu integrieren. So wird verständlich, daß sich zwischen Nonkonformismus und Integration reichlich Zündstoff für Konflikte innerhalb und außerhalb der Mennonitengemeinden ergab. Hier wären noch detailliertere Forschungen vonnöten. Neues Licht fällt auch auf die Auswanderung westpreußischer Mennoniten nach Rußland und die allmähliche Entwicklung der ukrainischen Ansiedlungen zu einem Phänomen, das Urry einen bereits im Mennonitenprivileg von 1800 angelegten und sich dann auch konkret herausbildenden »Staat im Staate« nennt. Auf den ersten Blick muß das als ein Abfall von den separatistischen, obrigkeitskritischen Einstellungen der Täufer erscheinen, auf den zweiten Blick zeigt sich darin der Versuch, mennonitische Impulse in und für modernisierende Entwicklungen in Rußland geltend zu machen. Hier ist die Problemanalyse zu den Mennonitengemeinden in Rußland (Teil 2), die sich auf die frühere, eindrucksvoll geschilderte Geschichte der Rußlandmennoniten Urrys in *None But Saints: The Transformation of Mennonite Life in Russia, 1789–1889* (1989, dt. 2005) stützen kann, besonders lehrreich, wie das ganze Buch sich als Vorgeschichte, Geschichte und Nachgeschichte der rußlanddeutschen Mennoniten lesen läßt. So hilft diese Analyse auch, die Probleme der Ansiedlung und

Einrichtung der Mennoniten in Kanada (Teil 3) und andeutungsweise in Südamerika verständlich zu machen, nämlich mit einem vormodernen oder vorrevolutionären, vom bolschewistischen Sozialismus einst zerstörten Ideal mennonitischen Gemeinschaftslebens in total veränderter Umgebung umzugehen und nicht einzusehen, daß ein solches Idealbild auch die Wirklichkeit in einem demokratisch verfaßten Land wie Kanada verfehlt. Diese Analyse der kanadischen Mennonitengeschichte ist besonders instruktiv. Immer wieder wird gezeigt, wie schwer es den Mennoniten fiel, ganz gleich wo, das ständestaatliche Institut des Privilegs aufzugeben und sich in politisch-gesellschaftliche Verhältnisse einzugewöhnen, die von der konstitutionellen Monarchie schließlich zu republikanisch-demokratischen Staatsformen führten. Zu den Vorreitern dieser Entwicklung gehörte die Republik der Niederlande und in ihnen, wie Urry schreibt, »a number of Mennonites« (S. 54; vgl. auch das gesamte Kapitel »Revolutions and Constitutions«, S. 55–82). In den übrigen Verbreitungsgebieten mussten die Mennoniten viele Anläufe unternehmen, um den Anschluß an die moderne Gegenwart zu finden und moderne Formen des politischen Engagements auszubilden. Besonders eindrucksvoll wird das für Kanada dargestellt.

Mit dieser Untersuchung hat Urry, der selbst nicht mennonitischer Tradition entstammt, dem Mennonitentum im Durchdenken seiner eigenen Problemgeschichte einen großen Dienst erwiesen. Nicht zuletzt hat er gezeigt, daß die leise Stimme der »Stillen im Lande« sich in den konkreten Auseinandersetzungssituationen und dem Sicheinmischen in die Entwicklungen der Gesellschaften zur Moderne (Revolution, Demokratie, Industrialisierung, Kapitalismus) doch recht vernehmlich ausnimmt. Hatte Urry in der Einleitung noch von den »Stillen im Lande« gesprochen, so hat er allen Grund, im Nachwort von den »Lauten im Lande« zu sprechen. Die bewußte politische Mitgestaltung ihres gesamten Lebens war für sie, vor allem in Rußland, eine sich aufdrängende Möglichkeit, den vom Evangelium gebotenen Separatismus und Nonkonformismus zum Zuge zu bringen. Das war ihre Art, die täuferische Tradition fortzusetzen. Wer Neues zum Obrigkeits- oder Staatsverständnis der Mennoniten erfahren will, und nicht mehr bereit ist, die stereotype Rede vom Abfall der Mennoniten von der ursprünglichen Vision der Täufer zu ertragen, wird an diesem Buch nicht vorbeigehen.

*Hans-Jürgen Goertz*